

FRIEDRICHSHAIN

13. Jahrgang
Juni 2/2007

8-12

Fahrradfahren
in Friedrichshain
**Über Kopf
und Stein**

2/3

Bioläden:
Konkurrenz um
den Kuchen

4

WBS-Mieter:
Falsches Spiel



■ „Positive Bevölkerungsentwicklung“ war entscheidend für die Standortwahl: Laden der Biokette „viv“ in der Boxhagener Straße



Bioläden

Konkurrenz um den Kuchen

Vorbei die Zeiten, als nur alternativ angehauchte „Müslis“ ihre verschrumpelten Möhren im Bioladen kauften. Heute schieben junge Familien, Studenten und gut verdienende Webdesigner ihren Einkaufswagen durch den Biosupermarkt und tragen Tiefkühlpommes und Ökowein zum Auto. Seit sich mit Bioprodukten das große Geschäft machen lässt, wird es enger am Markt. Auch in Friedrichshain haben sich große Ökomarktketten niedergelassen – und bedrohen zunehmend die Existenz der kleinen, alteingesessenen Naturkostläden.



■ Seit der Biodiscounter in der Nachbarschaft ist, stagniert der Umsatz: LPG Naturkost in der Krossener Straße

Das erste Opfer war der Bioladen in der Bänischstraße. Im Jahre 2001 hatte in der nahe gelegenen Voigstraße die „Bio Company“ als bis damals größter Biosupermarkt in Berlin eröffnet. Damit konnte das kleine Naturkostgeschäft auf Dauer nicht mithalten und warf schließlich das Handtuch. Das Samariterviertel ist ebenso wie der Boxhagener Platz ideale Biomarkt-Gegend: viele gesundheitsbewusste Studenten, viele Familien mit Kindern

und immer mehr Besserverdienende. Die positive Bevölkerungsentwicklung sei Grund für die Standortwahl gewesen, heißt es denn auch beim „viv BioFrischeMarkt“, der im November 2006 in der Boxhagener Straße 103 seine siebte Filiale eröffnete. Mit dem Umsatz sei man bislang sehr zufrieden, die Kunden hätten den Laden gut angenommen, so Ulrich Unbekannt, einer der beiden Geschäftsführer. Auf über 500 Quadratmeter gibt es ein riesiges Sortiment, von Gemüse über Kosmetik bis hin zu Frischfleisch.

„Wir bekommen die Konkurrenz schon zu spüren“, sagt Jorke Steinmüller, Inhaberin von „Naturkost Friedrichshain“ in der Boxhagener Straße 109. Dass gerade zwei Straßenecken entfernt ein riesiger Supermarkt aufgemacht hat, ärgert sie schon: „Die großen Läden gehen dahin, wo die Strukturen schon geschaffen sind, dabei gibt es andere Ecken in Friedrichshain, die eher unterversorgt sind.“ Jorke Steinmüller gehört zu den Pionieren, ihr

1994 gegründeter Bioladen war der erste in Friedrichshain. Damals kamen die Kunden auch von weiter her zum Einkaufen, mittlerweile hat jeder Kiez seinen eigenen Bioladen. Weil die Nachfrage nach Naturkost insgesamt gestiegen ist, hat der Laden sein Auskommen. „Der Kuchen ist größer geworden, er muss jetzt aber durch mehr geteilt werden“, so die Inhaberin von Naturkost Friedrichshain. Zum Glück hat man treue Stammkunden, wie die Mutter von zwei Kindern, die „aus Prinzip“ nicht in einem Biosupermarkt einkaufen würde: „Ich komme schon so lange hierher, fühle mich gut beraten, alle sind freundlich – ich finde den Laden einfach Klasse.“

Mittlerweile gilt der Markt für Ökoprodukte in Friedrichshain als gesättigt. Eine Chance haben allenfalls Kleinbetriebe, die mit einem ganz speziellen Sortiment eine Nische besetzen. So schlägt sich in der Kreuziger Straße 25 wacker eine Biobäckerei, die Ciabatta, Croissants und französisches Baguette verkauft. Und das kürzlich eröffnete „Vesperwald“ in der Wühlichstraße 37 bietet zumindest einen Teil seiner Schwarzwälder Wurst- und Käsespezialitäten in Bioqualität an.

Auch ein anderer Bioladen der ersten Stunde hat mit der zunehmenden Konkurrenz zu kämpfen: die Einkaufsgemeinschaft „Wurzelwerk“ in der Oderstraße 10. Entstanden ist sie vor 13 Jahren als ehrenamtlich organisierte Food Coop. Bis vor kurzem konnten hier nur Mitglieder kaufen. Einkaufsgemeinschaften funktionieren nach dem Prinzip, dass Miete und Personalkosten teilweise über die Mitgliedsbeiträge gedeckt werden. Dadurch müssen auf den Einkaufspreis der Produkte nicht wie sonst üblich 50 bis 80 Prozent aufgeschlagen werden, sondern nur 20 Prozent. Der Mitgliedsbeitrag ist je nach Haushaltgröße und Einkommen gestaffelt, außerdem müssen fünf Stunden ehrenamtliche Arbeit geleistet werden. „Wir haben viele Mitglieder, die kein hohes Einkommen haben, auch viele Kinderläden“, sagt Gudrun Lais, Geschäftsführerin der GmbH, die den Laden betreibt. Doch der günstige Preis allein zieht nicht mehr, die Biosupermärkte und Discounter können als Großab-

nehmer zu ähnlichen Preisen anbieten. Warum sollte also jemand noch bei Wurzelwerk einkaufen? „... weil ich mit meinem Geld nicht irgendeinen Manager unterstützen möchte, der sich eine goldene Nase verdient“, meint ein junger Mann. Eine andere Kundin schätzt die persönliche Atmosphäre: „Ich kann mir auch mal ein Brot zurücklegen lassen oder anschreiben lassen, wenn ich nicht genügend Geld dabei habe.“ Nach wie vor ist Wurzelwerk basisdemokratisch organisiert, die Mitglieder können über das Sortiment und geschäftliche Veränderungen mitbestimmen. Seit kurzem dürfen auch Nichtmitglieder einkaufen, zu einem 20-prozentigen Aufschlag. „Wir wollen niemanden vergraulen, der nur mal schnell ein Brot kaufen will – und vielleicht kommt der eine oder andere doch auf den Geschmack“, erklärt Gudrun Lais.

Viele Leute finden inhabergeführte, kleine Geschäfte sympathischer und kaufen trotzdem im Supermarkt. „Die Preise sind echt unschlagbar, ich könnte mir Bioprodukte sonst nicht leisten – oder zumindest nicht so viele“, sagt ein Student, der gerade bei „viv“ einen Großeinkauf gemacht hat. „Ich greife dann auch öfter mal zu Shampoo oder Spülmittel, was ich früher nicht in Ökoqualität gekauft habe.“ Es gibt auch Kunden, die gerade die anonyme Atmosphäre schätzen und die auf ein Schwätzchen an der Kasse ohnehin keinen Wert legen: „Bei mir muss es schnell gehen, ich habe wenig Zeit“, meint eine Kundin. Dass der Laden bis 21 Uhr geöffnet ist, findet sie als Berufstätige sehr praktisch.

„Richtig schlechte Laune“ bekamen Astrid Schierloh und Anja Rosenow, als sie im letzten Herbst von der Eröffnung des „viv“-Marktes hörten. Die beiden Inhaberinnen der „LPG Natur-

kost“ in der Krossener Straße 29 hatten gerade ein Zwei-Preis-System eingeführt, um neue Kunden zu gewinnen. 2001 als Einkaufsgemeinschaft eröffnet, können seit Sommer 2006 nun auch Nicht-Mitglieder einkaufen. „Seitdem ging es ständig bergauf, doch seit der Eröffnung des Discounters stagniert es“, berichten die beiden. Friedrichshain sei wegen der geringen Einkommen ohnehin schwierig. „Das Genick hat es uns nicht gebrochen, aber wir merken es schon“, sagen die beiden. Bei der LPG handelt es sich übrigens nicht um eine Kette, sondern um einen Zusammenschluss wirtschaftlich völlig eigenständiger Unternehmer. Lediglich die Mitgliederverwaltung wird gemeinsam gemacht, so dass man mit einem LPG-Ausweis in sämtlichen LPG-Läden Berlins einkaufen kann. Anja Rosenow und Astrid Schierloh setzen vor allem auf individuelle Beratung. „Wir stehen selber hinter der Theke, kennen viele Kunden und sind jederzeit ansprechbar für Wünsche oder Kritik“. Mit den Preisen der Biosupermärkte könne man durchaus mithalten, lediglich deren Sonderangebote liegen zum Teil unter ihrem Einkaufspreis. Das kann eine Kundin bestätigen. „Als Mitglied kaufe ich hier genau so günstig ein wie bei der Bio Company“, hat sie festgestellt. Auch mit dem Sortiment ist sie sehr zufrieden – und zehn verschiedene Schoko-Aufstriche brauche ja nun wirklich niemand. In der LPG am Boxhagener Platz setzen sich die Kunden



schon mal nach dem Einkauf auf die Bank vor dem Geschäft und tauschen sich über Kindertagesstätten oder Kochrezepte aus. Als Dankeschön für ihre Kundschaft feiert die LPG alljährlich den Ladengeburtstag mit einem Fest.

Inhabergeführte Geschäfte wie Naturkost Friedrichshain oder die LPG gibt es in Friedrichshain immer seltener. Für die Gebietsentwicklung sind sie ein Gewinn. So haben sich die beiden Chefinnen der LPG mit anderen von Frauen geführten Fachgeschäften im Kiez zum Netzwerk „Ladenhüterinnen“ zusammengeschlossen. Ebenso wie Wurzelwerk oder Naturkost Friedrichshain engagieren sie sich für Baumscheibenbegrünung oder Hundetütenspenden und sind ansprechbar, wenn es um andere Kiezaktivitäten geht. Ob solche Läden eine Zukunft haben? Die Kunden entscheiden.

■ Preisgünstig und basisdemokratisch organisiert: Die Einkaufsgemeinschaft Wurzelwerk in der Oderstraße

Alles öko oder was?

Mineralwasser aus Italien, Äpfel aus Argentinien, Currywurst in der Pappschale – längst nicht alles, was im Bioladen angeboten wird, entspricht ökologischen Kriterien. Die Kunden wollen das so, heißt es zur Begründung. Äpfel oder auch Tomaten gehören eben für die meisten Leute zu den Grundnahrungsmitteln, die ganzjährig konsumiert werden, ganz gleich wie weit sie transportiert werden müssen. „Die Ansprüche der Kunden sind enorm gewachsen“, seufzt Anja Rosenow von der LPG Naturkost. Für die Hintergründe interessiert sich kaum einer. Während mit Bioprodukten früher ein

politischer Anspruch verbunden war, geht es den meisten heutzutage nur um Genuss und gesunde Ernährung. Dazu kommt, dass schon jetzt der Bedarf an Obst und Gemüse kaum noch aus Brandenburg gedeckt werden kann. Wenn der Markt weiter wächst, werden folglich im Bioladen noch weniger regionale Produkte zu finden sein. Anja Rosenow ist nicht die einzige, die skeptisch ist, was die Entwicklung der Biobranche betrifft: „Es wird immer mehr schwarze Schafe geben, weil der Preisdruck wächst und weil es immer mehr gibt, denen es nur ums schnelle Geld geht.“

■ „Die großen gehen dahin, wo die Strukturen schon geschaffen sind“: Naturkost Friedrichshain in der Boxhagener Straße



WBS-Mieter

Falsches Spiel

Mieter mit Wohnberechtigungsschein (WBS) müssen in Häusern, die mit öffentlichen Fördergeldern saniert worden sind, eine geringere Miete zahlen. Doch diese Regelung wird von Eigentümern und Hausverwaltungen oft unterlaufen: Häufig wird von Mietern mit WBS verlangt, sie sollen vorläufig eine höhere Miete zahlen. Eine spätere Rückerstattung lässt dann aber lange auf sich warten oder unterbleibt ganz. Mieter sollten sich nicht scheuen, sich dagegen zu wehren.



■ Mieter mit Wohnberechtigungsschein haben Anspruch auf eine günstigere Miete – doch die Hausverwaltungen tricksen sie häufig aus

WBS-Inhaber haben Anspruch auf eine besonders abgesenkte Miete. Während die Miete in den geförderten Häusern auf 4,84 Euro pro Quadratmeter nettokalt festgelegt ist, beträgt die abgesenkte WBS-Miete seit dem 1. April 4,25 Euro pro Quadratmeter. WBS-Mieten sind allerdings nur in Wohnungen möglich, für die die öffentliche Hand ein Belegungsrecht hat. Dieses Belegungsrecht kommt dadurch zustande, dass ein Eigentümer öffentliche Mittel für die Sanierung eines Hauses in Anspruch genommen hat. Als Gegenleistung für die staatliche Unterstützung muss der Hauseigentümer der Verwaltung das Recht einräumen, wer in die gebundenen Wohnungen mit gedeckelten Mieten einzieht. Aus diesem Pool von belegungsgebundenen Wohnungen kann die Mieterberatungsgesellschaft ASUM im Auftrag des Bezirks nun Wohnraum an einkommensschwache oder sanierungsbedürftige Mieter vermitteln.

Um die WBS-Miete zu beanspruchen, müssen Mieter alle drei Jahre unaufgefordert einen gültigen WBS vorweisen. Der Eigentümer ist verpflichtet, die Mieter darauf hinzuweisen, dass die Miete für WBS-Inhaber geringer ist. Dies geschieht allerdings häufig nicht. Und: Oft werden zusätzliche unerlaubte Hindernisse geschaffen, wie zum Beispiel der jährliche Nachweis eines WBS.

Diese Regelungen sind im Fördervertrag festgeschrieben, die der Eigentümer mit der landeseigenen Investitionsbank Berlin (IBB) geschlossen hat. Die Vermieter müssen dabei zwar hinnehmen, dass sie ihre Wohnungen nicht frei an jeden beliebigen Mitbewerber vergeben können, doch einen finanziellen Nachteil haben sie davon nicht: Die IBB gleicht den Unterschied von 59 Cent pro Quadratmeter zwischen der abgesenkten WBS-Miete und der regulären Miethöhe gegenüber dem Vermieter aus.

Der Mieterberatungsgesellschaft ASUM sind in letzter Zeit mehrere Fälle aufgefallen, in denen Hausverwaltungen von WBS-Mietern „vorläufig“ die reguläre Miete von 4,84 Euro verlangen. Der genannte Grund: Die Hausverwaltung müsse erst einmal beantragen, dass die IBB die Differenz zwischen normaler und WBS-Miete übernimmt. Sobald die IBB die Übernahme bewilligt habe, bekämen die Mieter die zuviel gezahlte Miete zurückerstattet.

Diese Vorgehensweise ist nicht zulässig. Die vermittelten Mieter mit Wohnberechtigungsschein haben nämlich ein besonders geringes Einkommen, deshalb können sie nicht – auch nicht vorläufig – eine höhere Miete zahlen. Die Bewilligung durch die IBB lässt nicht selten mehrere Monate auf sich warten. Und manchmal werden die Mieter von ihrer Hausverwaltung überhaupt nicht mehr benachrichtigt, dass die Kostenübernahme durch die IBB in der Zwischenzeit bewilligt worden ist und sie von da an nur noch die WBS-Miete zahlen müssen. Folge: Die Mieter zahlen die ganze Zeit eine Miete, die viel höher ist als das, was sie sich eigentlich leisten können und leisten müssen.

Doch Mieter können sich dagegen wehren. Die Rechtsexperten vom Berliner Mieterverein empfehlen dem Mieter, die überhöhte Miete selbst zu reduzieren oder die Reduzierung auf die WBS-Miete erforderlichenfalls vor Gericht einzuklagen. Man sollte vorher allerdings eine Mietrechtsberatung aufsuchen. Die Furcht, eine Kündigung zu riskieren, weil der Vermieter die Einbehaltung eines Teils der Miete als Mietrückstand auslegen könnte, ist unbegründet.

Trotzdem schrecken Mieter leider allzu oft davor zurück, ihr Recht durchzusetzen. Die Rückforderung der zuviel gezahlten Miete oder deren Verrechnung mit der nächsten Mietzahlung bedeutet für den Mieter natürlich lästigen und unnötigen Papierkram. Die Mühe würde sich allerdings lohnen: Bei einer 70 Quadratmeter großen Wohnung bringt das schon mehr als 40 Euro pro Monat – fast 500 Euro im Jahr.

Die Adressen der Mieterberatungen finden Sie auf Seite 15.

Aktion „Rauchfreie Kinderspielplätze“

Unterschätzte Gefahren

Auf Spielplätzen liegt eine erschreckend hohe Anzahl an weggeworfenen Zigarettenkippen. Zehn Spielplätze wurden im letzten Jahr exemplarisch untersucht. Trauriger Spitzenreiter ist der Hohenstauftenplatz am Kottbusser Damm, wo über 4 500 Kippen aufgelesen wurden, nicht wenige davon im Spielsand. Das in den Zigarettenstummeln enthaltene Nikotin ist für Kleinkinder sehr gefährlich.

Von Ende August bis Mitte Oktober 2006 haben Mitarbeiter des Bezirksamts auf zehn Spielplätzen – fünf in Friedrichshain und fünf in Kreuzberg – sämtliche Zigarettenkippen aufgesammelt und gezählt. Jeweils vier Wochen später wurden die gleichen Plätze noch einmal abgesucht. Dabei wurde auch notiert, wie viele Kippen sich auf den Wegen, im Bereich von Sitzbänken, auf den Sandflächen und in den Grünanlagen gefunden wurden. Diese unangenehme Arbeit brachte auch unangenehme Tatsachen ans Licht. Zum Teil wurden große Haufen von Kippen zusammengetragen, und bei der zweiten Begehung waren es oft schon wieder genauso viele Zigarettenstummel.

Untersucht wurde die ganze Bandbreite an Spielplätzen: kleine und große, zentral gelegene und abgeschiedene, stark frequentierte und eher ruhige Plätze. Auf Friedrichshainer Seite waren das der Drachenspielplatz in der Schreinerstraße, der Spielplatz auf dem Comeniusplatz sowie Plätze in der Singerstraße, in der Palmkernzeile auf Stralau und an der Friedenstraße im Volkspark Friedrichshain. In Kreuzberg wurden Spielplätze auf dem Hohenstauftenplatz, in der Waldemarstraße, auf dem Chamissoplatz, am Gröbenufer und im Mendelssohn-Bartholdy-Park abgesucht.

Mit Abstand am meisten Kippen wurden auf dem Hohenstauftenplatz gefunden: genau 4 581 Stummel. Am geringsten war das Aufkommen in der Singerstraße und in der Palmkernzeile, wo bei beiden Begehungen um die 30 Kippen gefunden wurden. Die übrigen Plätze bewegten sich zwischen 77 und 500. Auch bezogen auf die Grundfläche liegt der Hohenstauftenplatz mit

175 Kippen pro 100 Quadratmeter weit vorn. In der Palmkernzeile fanden sich dagegen statistisch weniger als zwei Kippen pro 100 Quadratmeter. Der Comeniusplatz und der Drachenspielplatz liegen bei 21 beziehungsweise 17 Kippen pro 100 Quadratmeter.

Noch kritischer wird es, wenn man die Zahl der Kippen betrachtet, die auf den Sandflächen gefunden wurden, also dort, wo kleine Kinder am häufigsten spielen. Auf dem Drachenspielplatz wurden bei der ersten Begehung 63 Kippen aus dem Spielsand gefischt, vier Wochen später schon wieder 54. Auf dem Comeniusplatz waren es 23 beziehungsweise 33.

Die Gesundheitsgefahren, die kleinen Kindern durch Zigarettenstummel drohen, werden oft noch unterschätzt. Nikotin ist ein starkes Gift, das ähnliche Wirkungen wie Blausäure hervorruft. Da Kleinkinder in ihrer Neugier vieles Unbekannte in den Mund nehmen, sind sie durch Zigarettenkippen auf dem Spielplatz besonders gefährdet. In den meisten Fällen werden sie die Kippen gleich wieder ausspucken, aber wenn sie Teile einer Zigarette verschlucken, treten Schwindel, Übelkeit und Erbrechen auf. In höheren Dosen werden die Atmung und das Herz-Kreislauf-System bedrohlich beeinträchtigt. Eine ganze heruntergeschluckte Zigarette kann für ein Kleinkind tödlich sein. Der Giftnotruf wird in Berlin jährlich rund 260 mal alarmiert, wenn Kleinkinder Zigaretten oder Kippen verschluckt haben. Nikotin ist damit nach Medikamenten die zweithäufigste Vergiftungsursache bei Kindern.

Durchgeführt wurde die Untersuchung im Rahmen der vom Bezirk ins Leben

gerufenen Präventionskampagne „Rauchfrei in Friedrichshain-Kreuzberg“. In der Kampagne werden zahlreiche suchtvorbeugende Projekte gebündelt. Bei der Tabakprävention nimmt der Bezirk Friedrichshain-Kreuzberg „eine Vorreiterfunktion ein, wenn es um konkrete Lösungsansätze geht“, erklärt Gesundheitsstadtrat Knut Mildner-Spindler.

Schon vor eineinhalb Jahren wurde im Bezirk über die Einführung eines Rauchverbots auf Spielplätzen diskutiert. Das Rechtsamt sah damals allerdings keine Gesetzesgrundlage, ein solches Verbot zu erlassen. Man beschloss stattdessen an die Einsicht der Raucher zu appellieren und brachte an mehreren Spielplätzen 120 Schilder mit der Aufschrift „Danke, dass Sie hier nicht rauchen“ an. Die meisten dieser Schilder waren jedoch schon bald darauf überschrieben, beklebt, zerstört oder verschwunden. Für Knut Mildner-Spindler gibt die Untersuchung „Anlass, die Forderung nach rauchfreien Kinderspielplätzen neu zu diskutieren“. Der Bezirk Charlottenburg-Wilmersdorf sah übrigens keine rechtlichen Bedenken: Dort begann man schon im Herbst 2005, an Spielplätzen Rauchverbotsschilder aufzuhängen.

Giftnotruf Berlin
☎ 192 40 (Tag und Nacht)

■ *Zigarettenkippen haben auf Spielplätzen nichts zu suchen – sollte man meinen*



■ Einkaufen, kochen,
essen, aufräumen –
immer dienstags in der
Kinderoase



Kinderoase

Rat und Tat für die ganze Familie

Seit Anfang der 90er Jahre gibt es am Traveplatz die Kinderoase. Mehrere Generationen von Kindern haben hier ihre Freizeit verbracht, Hausaufgabenhilfe bekommen oder bei Ausflügen mitgemacht. Neu ist, dass die Kinderoase auch ein Ort für Eltern ist.

KinderOase
Travestraße 2
☎ 291 60 86
kinderoase@lebensnah.de
Öffnungszeiten:
Montag 10 bis 12 Uhr
14 bis 18 Uhr,
Dienstag 10 bis 13
und 14 bis 17.30 Uhr,
Mittwoch 13 bis 18 Uhr
und Donnerstag
15 bis 18 Uhr

Mit dem Trägerwechsel im Jahr 2004 wurden neue Akzente gesetzt. Während die Kinderoase früher eine offene Einrichtung war, in der die Kinder auch einfach „abhängen“ konnten, legt man nun großen Wert auf Verbindlichkeit. „Unsere Türen stehen natürlich allen Kindern offen, aber wir haben feste Gruppenangebote“, erklärt Cornelia Heyder vom Trägerverein „Lebensnah e.V.“ Wer dauernd stört oder bestimmte Regeln nicht einhält, wird rausgeschickt. Keine leichte Aufgabe für die beiden Sozialpädagogen, die an diesem Nachmittag mit den Kindern Origami machen, das ist die Kunst des Papierfaltens. Einige der 7-bis 12-Jährigen haben keine rechte Lust, wissen aber auch nicht, was ihnen sonst Spaß machen würde. Andere provozieren oder fangen an, sich untereinander zu zanken. Viele haben Schwierigkeiten sich zu konzentrieren oder eine Sache zu Ende zu bringen. „Die haben alle ihr Päckchen zu tragen“, erklärt Ursula Nguyen, eine der drei Mitarbeiter der Kinderoase. Die familiäre Situation ist häufig schwierig bis katastrophal. „Zu

uns kommen Kinder, die nicht in der Hortbetreuung sind und den ganzen Tag auf dem Traveplatz rumhängen“, so Ursula Nguyen.

Neben der Kreativgruppe gibt es eine Kochgruppe. Jeden Dienstag wird zusammen mit den Kindern eingekauft, gesundes Essen zubereitet und hinterher auch gemeinsam aufgeräumt – einfache Dinge, die viele in den Familien nicht erleben. Beliebt sind auch die Ausflüge, die einmal in der Woche unternommen werden. Für die Kinder, von denen viele noch nie aus dem Kiez herausgekommen, ist das ein ganz besonderes Erlebnis.

„Für diese sozial benachteiligten Kinder ist Kontinuität besonders wichtig, daher finanzieren wir die Einrichtung seit 2004 aus den Mitteln der Jugendförderung“, erklärt Birgit Freier vom Jugendamt Friedrichshain-Kreuzberg. Eine Regelfinanzierung ist allerdings nicht möglich, die Mittel müssen jedes Jahr neu beantragt werden. Mit der Umstrukturierung im Kinder- und Ju-

gendbereich wurde nämlich festgelegt, dass es pro Gebiet nur noch eine Kinderfreizeiteinrichtung geben soll. Das ist für den Kiez um den Traveplatz das „Känguruh“. Doch die Kinderoase soll als sozial-integratives Angebot unbedingt erhalten bleiben, denn der Bedarf ist enorm, so Birgit Freier.

Seit einiger Zeit finden aber auch immer mehr Eltern den Weg in die Kinderoase. Zum Beispiel zum Kurs „Indische Babymassage“. Oder zum Flohmarkt, der alle zwei Monate stattfindet. Gegen eine Standgebühr von einem Kuchen kann jeder mitmachen und Kinderkleidung und Spielsachen verkaufen. In Absprache mit dem Jugendamt hat sich die Kinderoase nämlich einen neuen Schwerpunkt gesetzt: die Familienförderung. „Um die Familien zu stärken, müssen wir auch die Eltern erreichen“, betont Cornelia Heyder vom Verein Lebensnah. Viele Eltern haben gegenüber Institutionen wie Jugendamt oder Schule eine Abwehrhaltung aufgebaut. „Wir wollen ihr Vertrauen erwerben und für sie Ansprechpartner sein“, so Heyder. So findet jeden Montag in den Räumen der Kinderoase ein Familienfrühstück statt. Hier können sich die Eltern über ihre alltäglichen Sorgen austauschen und sich gegenseitig unterstützen. Themen sind beispielsweise: Wie komme ich wieder ins Berufsleben? Welche Kita ist die beste? Darüber hinaus können sich Eltern einmal in der Woche von den Sozialpädagogen beraten lassen, während ihre Kinder betreut werden.

Ganz neu ist ein Beratungsangebot für Vietnamesen. „Kulturell bedingt haben viele der ausländischen Bewohner eine große Hemmschwelle, über Probleme zu reden“, sagt Ursula Nguyen. Neu ist auch der Elterntrainingskurs „Starke Eltern – Starke Kinder“. Nach einer vom Deutschen Kinderschutzbund entwickelten Methode lernen die Eltern hier, auch gegenüber dreijährigen Schreihälsen die Nerven zu behalten. Kritische Situationen werden in dem Kurs praktisch durchgespielt. „Die Familien sollen wissen, wo sie sich bei Problemen Hilfe holen können, und Eltern sollen wieder Freude haben an ihren Kindern“, beschreibt Cornelia Heyer das Anliegen.

Kita-Sanierung

Lust und Frust des Nomadenlebens

Wird ein Haus saniert, ist das für die Bewohner mit einigen Stra-
pazen verbunden. Zur logistischen Herausforderung wird das
ganze jedoch, wenn eine Kita umgebaut wird. Diese Erfahrung
machen derzeit mehrere Einrichtungen in den Sanierungsgebieten.

Morgens um 9 in der Kita „Hopse-
käse“ in der Scharnweberstraße 60:
Die Sonne scheint und die Kinder
warten ungeduldig darauf, dass sie
endlich nach draußen können. Doch
zuerst muss einiges geklärt werden:
Welche Gruppe geht auf welchen
Spielplatz? Wer sagt zu spät kommen-
den Eltern Bescheid? Was ist, wenn es
Regen gibt? Dabei hat die Kita einen
großen Garten – nur wird der gerade
umgestaltet und ist drei Monate lang
eine Baustelle. „Bei uns spielt sich
sonst bei schönem Wetter alles im
Garten ab, hier frühstücken wir mit
den Kindern und hier wird den gan-
zen Tag gespielt und getobt“, erzählt
die Kita-Leiterin Gabriele Knoth. Seit
die Bauarbeiten im März begonnen
haben, ziehen die Erzieherinnen mit
den Kindern auf die Spielplätze und
Grünanlagen in der Umgebung. Damit
auch die Kleinsten mitkönnen, werden
sie auf den Bollerwagen gesetzt. „Es
erfordert eine Menge Organisation
und gründliche Planung“, meint die
Kita-Leiterin. So sollen die Eltern ihre
Sprösslinge eigentlich bis um 9 Uhr
bringen, aber viele trudeln auch später
ein. Eine Erzieherin bleibt im Haus und
dirigiert die Nachzügler zum richtigen
Spielplatz. Trotzdem sind natürlich alle
froh, dass sie einen neuen, schönen
Garten bekommen. Geplant wurde er
nach den Wünschen der Kinder. Im
August soll die Freifläche mit Baum-
haus, Wassermatschbereich und Drei-
rad-Parcours fertig sein. Bis dahin gilt
es Lärm und Staubwolken zu ertragen.
Finanziert wird die Umgestaltung über
europäische Fördermittel.

Auch die Kitas in der Gryphiusstraße
34 und 35 werden derzeit dank EU-
Geldern saniert. Die nebeneinander
liegenden Häuser, die bisher völlig
eigenständig waren, sollen nun auch
räumlich zu einer Einrichtung zusam-

mengefasst werden. Für Erzieherinnen,
Eltern und Kinder bedeutet dies ein
gewaltiger Kraftakt. Rund 150 Kinder
mussten für ein Jahr auf zwei Ersatz-
standorte verteilt werden. Ein Teil ist
derzeit in der Strausberger Straße 49
untergebracht, ein anderer Teil in der
Kleinen Markusstraße 9. Beides sind
leer stehende Kitas, die vom Bezirk
als Ausweichquartier genutzt werden.
Die gesamte Einrichtung, von Spielsa-
chen über Geschirr bis hin zu Betten
musste mitgenommen werden. „Bei

mut wegen der Umzieherei gegeben.
Etliche Eltern wollten sich dem Stress
nicht aussetzen und hatten ihre Kin-
der abgemeldet.

Kinder finden Baustellen ohnehin rich-
tig spannend. „Nachdem im letzten
Jahr die Bäume gefällt worden waren,
wurde unser Garten zum Abenteuer-
spielplatz“, erzählt die Kita-Leiterin
von Hopsekäse: „Die Kinder haben den
ganzen Tag mit dem Gartenschlauch
geplantscht und haben uns ganz be-
geistert gefragt, ob das jetzt immer so
bleibt.“ Als dann die Bagger anrück-
ten, haben die Kleinen stundenlang
fasziniert den Fahrzeugen zugeschaut
und die Arbeiter mit Fragen gelöchert.
„Die Kinder lernen dadurch unwahr-
scheinlich viel, das passt wunderbar
in unser Konzept, wonach Kinder aus
ihrem Alltag lernen sollen“, sagt
Gabriele Knoth. Auch dass jetzt öfter
größere Ausflüge unternommen wer-
den, habe durchaus Vorteile, meint



■ Kita-Sanierung:
Für die Großen eine
logistische Heraus-
forderung, für die
Kleinen eine Gaudi

laufendem Betrieb haben wir Hunder-
te von Kisten gepackt, die Sperrmüll-
abfuhr organisiert und den Umzug in
zwei Tagen durchgezogen“, berichtet
die Kita-Leiterin Marina Kietzmann.
Auch wenn sie in dieser Zeit am Ende
ihrer Kräfte war, sagt sie heute: „Es
hat besser geklappt als wir dachten.“
Die Kinder hätten sich in den neuen
Räumen sehr schnell eingelebt. Ge-
meinsame Teamsitzungen finden ab-
wechselnd mal in der einen, mal in
der anderen Kita statt. „Besonders
freuen wir uns darüber, dass die Eltern
so gut mitmachen“, sagt Marina Kietz-
mann. Im Vorfeld hatte es einigen Un-

Knoth: „Schon die S-Bahn-Fahrt zum
Müggelsee oder in die Wuhlheide ist
für viele Kinder ein Erlebnis und sie
bekommen sehr viele Anregungen.“
Und dass die Kleinen auch schon mal
weitere Fußmärsche zurücklegen müs-
sen, sei schließlich auch gut. Viele wer-
den mit dem Auto gebracht und abge-
holt und sind es gar nicht mehr ge-
wohnt zu laufen. Trotzdem ist man in
beiden Kitas heilfroh, wenn der ganze
Stress zu Ende ist. Die Aussicht auf
eine frisch sanierte Kita lockt offenbar
auch viele Eltern. „Wir können uns vor
Neuanmeldungen kaum retten“, sagt
die Leiterin der Gryphiusstraße.



■ Friedrichshain-Kreuzberg erhielt in Sachen Fahrradtauglichkeit die Note 3,9

Fahrradfahren in Friedrichshain

Über Kopf und Stein

Mit dem Fahrrad in Friedrichshain unterwegs zu sein, ist nicht immer einfach. Kopfsteinpflaster, Straßenbahnschienen, zu schmale und unvermittelt endende Radwege voller Glasscherben, rücksichtslose Autofahrer auf vielbefahrenen Straßen und immer wieder Kopfsteinpflaster sind nur einige der Ärgernisse, denen Radfahrer ausgesetzt sind. Zum Leidwesen der Fußgänger weichen viele Pedalritter auf die Bürgersteige aus – womit sie sich genauso rücksichtslos verhalten wie die vielgescholtenen Autofahrer. Trotz alledem nimmt die Beliebtheit des Fahrrads zu. Fahrradfahren ist eine gesunde, umweltfreundliche, preiswerte und schnelle Art der Fortbewegung. In Berlin steigt der Radverkehrsanteil seit Jahren an. Das sieht man auch auf Friedrichshains Straßen – nicht nur zu Beginn des Sommers.

Der Berliner Landesverband des Allgemeinen Deutschen Fahrrad-Clubs (ADFC) hat Ende 2005 die Berliner Bezirke einem „Fahrradklimatest“ unterzogen. Bei der Auswertung dieser Umfrage unter den Lesern der ADFC-Zeitschrift „Radzeit“ landete Friedrichshain-Kreuzberg mit der Schulnote 3,9 im Mittelfeld. Alle Bezirke lagen zwischen 3,7 und 4,2, und damit im Bereich der wenig ruhmreichen Schul-

note „ausreichend“. Bei einer Reihe von Einzelfragen belegt Friedrichshain-Kreuzberg den letzten Platz. Hier gibt es nach Auskunft der „Radzeit“-Leser die meisten Konflikte mit Autofahrern, die meisten Hindernisse auf Radwegen, am wenigsten sichere Anschlussmöglichkeiten auf den Wohngrundstücken, an den Arbeitsstätten und S-Bahnhöfen. Dass parkende Autos keine Radwege blockieren, wird

nur in Steglitz-Zehlendorf schlechter kontrolliert, über Probleme mit Kopfsteinpflaster und unebenen Fahrbahnen wird nur in Neukölln mehr geklagt.

Dennoch sieht der Fahrradverband Friedrichshain auf einem guten Weg: „In Friedrichshain sind eine ganze Menge Radspuren angelegt worden, was man vor Jahren noch für unmöglich gehalten hat“, sagt der ADFC-

Vorsitzende Benno Koch. Auf vielen Hauptverkehrsstraßen lässt die Senatsverwaltung eigene Radspuren oder so genannte Fahrrad-Angebotsstreifen markieren, so auch vor einem Jahr auf der Mühlen- und Holzmarktstraße. Lange Zeit war die Proskauer Straße das einzige Friedrichshainer Beispiel, inzwischen wurde diese Radspur über die Eldenaer Straße in Richtung Lichtenberg verlängert. Als sehr nützlich, um ungehindert am Ampelstau vorbeifahren zu können, hat sich das kurze Stück Radspur auf der Warschauer Straße zwischen Boxhagener Straße und Frankfurter Tor erwiesen. Weitere Radspuren gibt es im westlichen Teil von Friedrichshain: auf der Friedenstraße, der Andreasstraße und der Lichtenberger Straße. Auch die Gürtelstraße und der Markgrafendamm, die zur Zeit erneuert werden, bekommen Radstreifen auf der Fahrbahn.

Der Senat arbeitet für ganz Berlin im Rahmen seiner Radverkehrsstrategie an einem weitmaschigen Netz von Radrouten. Die durch Friedrichshain führende Radialroute 8 (RR 8) von Mitte nach Hoppegarten wurde im März eröffnet. Auf der so genannten „Hellersdorf-Route“ kann man nun, von einer eigenen Beschilderung geleitet, auf einer relativ ruhigen Strecke durchgehend bis an den Stadtrand fahren. Die Friedrichshainer Teile der RR 8 – die Radwege an der Karl-Marx- und Frankfurter Allee und die Radspuren auf der Proskauer und Eldenaer Straße – existieren allerdings schon länger. So ganz perfekt ist diese Route



allerdings nicht: Zwischen Frankfurter Tor und Niederbarnimstraße ist der Radweg schon seit geraumer Zeit wegen Schäden gesperrt und provisorisch auf den Gehweg verschwenkt. Und auch auf dem neu asphaltierten Radweg der Karl-Marx-Allee tauchen schon erste Huckel und Risse auf, wo sich offenbar Baumwurzeln oder Löwenzahn-Sprösslinge den Weg ins Freie bahnen wollen.

Der alltägliche Fahrradverkehr lässt sich allerdings kaum auf Radrouten bündeln. Eine typische Alltagsstrecke sieht etwa so aus: von zu Hause zum Rathaus fahren, anschließend zum Supermarkt, dann das Kind aus der Kita abholen und auf dem Rückweg noch schnell zum Bäcker rein. So hat jeder Radfahrer seine ganz individuellen Wege. Da genügt es nicht, wenige Routen fahrradfreundlich auszubauen, es müsste möglichst jede Straße für das Rad bequem nutzbar gemacht werden. Ein großes Hindernis ist dabei das allgegenwärtige Kopfsteinpflaster. „Deswegen fahren die Leute gar nicht Rad oder aber illegal auf dem Gehweg“, sagt ADFC-Vorsitzender Benno Koch. „Das ist ein Riesenproblem.“

Nach der Radverkehrsstrategie des Senats ist es Aufgabe der Bezirke, das grobe Netz der Radial- und Tangentialrouten durch lokal bedeutsame Fahrradverbindungen zu ergänzen und damit vor allem die Bezirkszentren an die Hauptrouten anzuschließen. Davon ist Friedrichshain noch weit entfernt. Der Bund für Umwelt und Naturschutz Deutschland (BUND) hat im Jahr 2005 die Innenstadt auf ihre fahrradfreundlichkeit hin untersucht. Friedrichshain schnitt dabei neben Nord-Neukölln am schlechtesten ab, vor allem wegen des Kopfsteinpflasters in den Nebenstraßen. Um Friedrichshain „befahrbar“ zu machen, schlug der Umweltverband vor, mehrere Straßenabschnitte zu asphaltieren, insgesamt fast dreieinhalb Kilometer. Ganz oben auf der Liste: die Simon-Dach-Straße und die Niederbarnimstraße. Dieser Straßenzug stellt eine wichtige Verbindung von Kreuz-

berg zum Friedrichshainer Ortszentrum dar und schließt an der Proskauer Straße auch an die RR 8 an. Zudem ist sie eine attraktive Alternativstrecke zur vielbefahrenen Warschauer Straße. Beim laufenden Umbau der Simon-Dach-Straße zwischen Kopernikus- und Grünberger Straße hielt der Bezirk entgegen der Forderung jedoch am Pflaster fest. Es ist allerdings geglättet worden, sodass man dort nicht mehr so sehr durchgerüttelt wird. Auf dem Abschnitt zwischen Grünberger und Boxhagener Straße ist das Kopfstein-

■ Die generelle Nutzungspflicht für Radwege ist abgeschafft – verboten bleibt aber weiter das Fahren auf dem Gehweg



pflaster dagegen nach wie vor dermaßen uneben und kantig, dass man um seine Felgen fürchten muss. Der BUND fordert weiterhin, die Gärtnerstraße und die Mainzer Straße, die über die Modersohnbrücke eine Verbindung zum Rudolfskiez herstellen, zu asphaltieren. Außerdem sollten auf der Grünberger Straße und der Marchlewski-Straße Radstreifen markiert werden. Die Grünberger ist eine wichtige bezirksinterne Ost-West-Verbindung, die Marchlewski-Straße ist besonders für die Anbindung nach Prenzlauer Berg interessant.

■ Mehr Kopfsteinpflaster als in Friedrichshain gibt es nur in Neukölln

■ *Wer gute Nerven hat, fährt mitten drin*

Beschlossen ist schon die Asphaltierung der Pettenkoferstraße und der Rigaer Straße, deren Umbauten noch in diesem Jahr begonnen werden. Dort ist das Pflaster so verschlissen, dass es so oder so erneuert werden muss. Aus diesem Anlass werden wie schon am Schleidenplatz die Fahrbahnen asphaltiert, an den Seitenstreifen, auf denen die Autos parken, bleibt das Kopfsteinpflaster. Der Asphalt erleichtert nicht nur das Fahrradfahren, sondern mindert auch die Fahrgeräusche des Autoverkehrs ganz erheblich. Es regt sich aber auch Kritik: Das Kopfsteinpflaster gehöre zum historischen Stadtbild und sehe einfach schöner aus. Zudem würden Autofahrer durch



den glatten Belag zum Schnellfahren verleitet. Daran hat sie das alte Pflaster auf der Pettenkoferstraße allerdings bislang auch nicht gehindert.

Die Erfahrung zeigt leider, dass notorische Raser nur durch drastische Fahrbahnschwellen und ähnliche Hindernisse zu bremsen sind.

Was hat die Sanierung für den Radverkehr erreicht?



■ *In sanierten Häusern wurden meist Fahrradstellflächen geschaffen, die Ständer sind allerdings häufig von der Marke „Felgenkiller“*

„Die Belastung des Samariterviertels durch den Straßenverkehr ist enorm. Auf den Straßen ist es gefährlich, stickig und laut. Die wenigen Geschwindigkeitsbeschränkungen werden ständig missachtet. Ein Radwegenetz gibt es nicht.“ So hieß es 1992 in der vorbereitenden Untersuchung für das Sanierungsgebiet Samariterviertel. In den anderen beiden Untersuchungsgebieten Warschauer Straße und Traveplatz/Ostkreuz sah es Anfang der 90er Jahre ganz ähnlich aus.

Durch den weiter gestiegenen Autoverkehr ist es heute immer noch stickig und laut. Aber es gab seither einige Verbesserungen, die die Straßen für Radfahrer etwas weniger gefährlich

gemacht haben. So wurden schon bald in allen Nebenstraßen Tempo-30-Zonen eingeführt – damals ein politisch und emotional hoch aufgeladenes Reizthema. Die Vorteile für Radfahrer liegen auf der Hand: Durch die verminderte Geschwindigkeit können Radfahrer und Autofahrer gleichmäßiger im Verkehr „schwimmen“, es kommt zu weniger Überholvorgängen und Konflikten. Auch die vielen Einbahnstraßenregelungen, durch die Radfahrer zu ärgerlichen Umwegen gezwungen worden sind, wurden fast vollständig abgeschafft.

Der schon 1992 vorgeschlagene Radweg auf der Proskauer Straße ließ nicht lange auf sich warten. Beim

laufenden Umbau der Gürtelstraße werden ebenfalls Radstreifen angelegt. Die Pettenkofer- und die Rigaer Straße werden in den kommenden Jahren fahrradfreundlich asphaltiert. Für den schon lange bekannten Problemfall Warschauer Straße fand sich hingegen immer noch keine Lösung. Der dichte Verkehr und der fehlende Platz für die Anlage eines Radwegs stellen die Planer vor ein schwer lösbares Dilemma.

Nach den Neuordnungskonzepten der Sanierungsgebiete sind auf „wohnungsbezogenen Freiflächen“ – also in den Höfen – auch Fahrradständer zu errichten. „Wir wirken auf die Eigentümer ein, dass sie Fahrradständer in ausreichender Zahl aufstellen“, sagt Robert Singer vom Sanierungsbeauftragten BSM. Viele Eigentümer stellen von sich aus Abstellanlagen auf, es sind aber meist nur einfache Ständer. Überdachte Fahrradständer oder ähnliche wünschenswerte Abstellanlagen könnte man eher schaffen, wenn benachbarte Höfe zu einer Hofgemeinschaft zusammengeschlossen würden. Doch die meisten Eigentümer lehnen das ab. In einigen Häusern, die mit dem inzwischen eingestellten Programm „Soziale Stadterneuerung“ gefördert worden sind, wurden schlecht belichtete ehemalige Erdgeschosswohnungen zu Fahrradräumen umgebaut.

Das leidige Kopfsteinpflaster ist für viele Radfahrer auch der Vorwand, auf dem Gehweg zu fahren – selbst wenn der Bürgersteig kaum weniger holprig ist und man an jeder Ecke den Bordstein hinunter- und wieder hinauffahren muss. Die Gehwegradler sind keineswegs nur schlecht erzogene jugendliche Mountainbiker, die Fußgänger als bewegliche Slalomstangen in einem Geschicklichkeitsrennen begreifen, sondern auch Eltern mit Kindersitz auf dem Gepäckträger und Einkaufstasche am Lenker oder Studenten mit klappriemem Hollandrad, die offenbar ganz arglos mit ansehnlicher Geschwindigkeit um die Fußgänger herumkurven oder sich gar klingelnd beschweren, wenn ein Flaneur nicht rechtzeitig den Weg freimacht. Das Fahren auf dem Gehweg hat in den letzten Jahren immer mehr zugenommen, und bei den meisten scheint auch gar kein Unrechtsbewusstsein mehr vorhanden zu sein – nach dem Motto: Machen doch alle. Manchmal bleibt einem nichts anderes übrig als ein kurzes Stück den Gehweg zu benutzen, etwa wenn vor der Haustür die Fahrbahn wegen eng parkender Autos oder Absperrungen nicht direkt zugänglich ist. In solchen Fällen sollte man den Fußgängern gegenüber fair sein und höchstens Schrittgeschwindigkeit

▶ weiter auf Seite 12 oben



Eine Einkaufsstraße unter der Lupe

Um die Einkaufsstraßen für radfahrende Kunden attraktiver zu machen und mehr Menschen zum Einkaufen aufs Rad zu bringen, hat der BUND Berlin im April das Projekt „Einkaufen mit dem Rad“ gestartet, bei dem auch die Frankfurter Allee unter die Lupe genommen wird. Nach Einschätzung des BUND ist in den Berliner Einkaufsstraßen die Situation für Radfahrer „extrem schlecht“. Die Straßen werden völlig vom Autoverkehr dominiert, so auch die Frankfurter Allee: Hier sind die Radwege auf die ohnehin nicht sehr breiten Bürgersteige gezwängt. Wenn man mit einem Anhänger unterwegs ist, um Einkäufe oder Kinder zu transportieren, wird es oft sehr eng. Wegen des Mittelstreifens und des starken Autoverkehrs gibt es auf der Frankfurter Allee wenig Gelegenheit, die Straßenseite zu wechseln, so dass man große Umwege machen muss.

Ein Platz, um das Fahrrad in der Nähe von Geschäften abzustellen, muss man manchmal suchen. Zwar wurden vor einigen Jahren Anlehnbügel aufgestellt, doch die reichen nicht aus. So steht am S-Bahnhof vor dem „Ring-Center“ eine ganze Batterie von Fahrradbügeln, die aber zu Stoßzeiten doppelt und dreifach belegt sind. Es bleibt also nichts anderes übrig, als auf Laternenpfeiler, Baumschutzbügel oder Verkehrsschilder auszuweichen. Die „Felgenkiller“ sind glücklicherweise auf dem Rückzug. Nur noch wenige Ladeninhaber stellen diese Fahrradständer raus, bei denen das Abstellen eines beladenen Fahrrades eine gefährlich wacklige Angelegenheit ist.

„Der Kunde mit Rad ist in Berlin eher ein unbekanntes Wesen“, sagt BUND-Projektleiterin Merja Spott. Mit der Aktion will sie bis April 2008 Lösungsansätze erarbeiten und Verwaltung und Handel von den darin steckenden Chancen überzeugen. „Der Anteil von Kunden mit Rad kann wirklich gesteigert werden, und es sind in der Regel nicht die schlechtesten Kunden. Der Einzelhandel kann davon profitieren und eine lebendige Einkaufsstraße ist für einen Bezirk ein großes Plus“, so Merja Spott.



Insgesamt werden fünf Berliner Einkaufsstraßen modellhaft auf ihre Fahrradtauglichkeit untersucht: Neben der Frankfurter Allee sind das die Bergmannstraße in Kreuzberg, die Karl-Marx-Straße in Neukölln, die Schloßstraße in Steglitz und die Breite Straße in Pankow. Das Projekt „Einkaufen mit dem Rad“ wird vom Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung gefördert und ist bundesweit angelegt. Es beteiligen sich auch die Städte Rostock, Bremen, Göttingen, Karlsruhe und Offenburg.

Daneben führt der BUND eine Probezeitaktion durch: Wer bisher nicht mit dem Rad einkaufen gefahren ist, kann sich als „Versuchsperson“ betätigen und für einige Wochen einen Fahrradanhänger ausleihen. Informationen erteilt Merja Spott vom BUND Berlin unter ☎ 78 79 00 31 oder spott@bund-berlin.de

■ Auf der Frankfurter Allee ist die Situation für Fahrradfahrer besonders unzulänglich

■ Wo das blaue Radwegschild steht, muss der Radweg benutzt werden



fahren, besser sogar das kurze Stück schieben.

Bleibt noch das Problem des „ruhenden Verkehrs“: Parkplatznot gibt es längst nicht mehr nur für Autos. Radfahrer brauchen einen festen Punkt, an den sie ihr Rad diebstahlsicher mit dem Rahmen anschließen können. Auf der Straße findet sich meist ein Laternenmast oder ähnliches, wenn nicht sogar spezielle Bügel, wo sich Fahrräder sicher und ohn Schaden anschließen lassen. Eng ist es oft in den Hintert Höfen. Hier kann man den Fahrradboom an der wachsenden Zahl der abgestellten Drahtesel ablesen. Hauseigentümer könnten sich bei ihren radfahrenden Mietern ungemein beliebt machen, wenn sie genügend

brauchbare Fahrradbügel aufstellen würden. Doch wenn überhaupt, gibt es in den meisten Höfen bloß Fahrradständer vom Typ „Felgenkiller“, bei denen man nur das Vorderrad anschließen kann. Glücklicherweise, wer einen der Premiumpunkte am Dachrinnenfallrohr oder am Pfosten der Mülltonneneinhausung ergattert. Ansonsten bleibt nur, will man kein Diebstahlrisiko eingehen, das Rad mit in die Wohnung zu tragen oder es die verwinkelte Kellertreppe hinunterzuzirkeln. Oder man macht es wie die Studentin Jana Lange* aus der Gubener Straße: „Mein Rad ist tiptopp in Ordnung, aber ich lasse es absichtlich verranzt aussehen, damit keiner auf die Idee kommt, es zu klauen.“

* Name geändert

■ Der Premiumpunkt ist der an der Teppichstange

Straßenverkehrsordnung mit sieben Siegeln

Viele Verkehrsteilnehmer scheinen die Straßenverkehrsordnung (StVO) eher für eine unverbindliche Empfehlung zu halten. Die StVO-Änderung von 1997, die einige Verbesserungen für Radfahrer enthält, ist bei vielen überhaupt noch nicht angekommen. Was gilt nun eigentlich für Radfahrer?

Die generelle Benutzungspflicht von Radwegen ist abgeschafft. Nur wenn ein blaues Radwegschild dasteht, muss auf dem Radweg gefahren werden. Radwege ohne Schild dürfen benutzt werden, müssen aber nicht. Der Radfahrer hat dann also die Wahl zwischen Radweg und Fahrbahn. In Berlin sind aufgrund der StVO-Änderung bei vielen schmalen und unebenen Radwegen keine Schilder aufgestellt worden. In Friedrichshain sind die Bür-

gersteigradwege an der Petersburger Straße nördlich des Bersarinplatzes und auf der Westseite der Warschauer Straße zwischen Grünberger und Kopernikusstraße nicht mehr Benutzungspflichtig. Sie sind so schmal, dass man hier nicht überholen kann, und der Belag ist völlig kaputt. Auf der Petersburger Straße wird der Weg auch noch oft von Autos versperrt, die auf dem Bürgersteig quer parken. Trotzdem benutzen die meisten Radfahrer den Radweg und nicht die Fahrbahn.

Einbahnstraßen können für Radfahrer in der Gegenrichtung freigegeben werden. Es ist also nicht mehr grundsätzlich verboten, gegen die Einbahnrichtung zu fahren, erlaubt ist es aber nur dort, wo unter dem „Einfahrt verboten“-Schild ein „Radfahrer frei“-Schild hängt. In der Simon-Dach-Straße und der Gärtnerstraße sind die Gegenrichtungen für Radfahrer freigegeben, in der Knorrpromenade und an den Straßenbahnwendschleifen in der Revaller sowie an der Trave- und Müggelstraße jedoch nicht. In der Gubener Straße wurde die lästige Einbahnregelung zwischen Comeniusplatz und Grünberger Straße kürzlich ganz aufgehoben.

An wartenden Autoschlangen dürfen Radfahrer rechts in Schrittgeschwin-



digkeit vorbeiziehen. Autofahrer sind gehalten, Radfahrern das Vorbeifahren auch zu ermöglichen. Doch selbst wenn Autofahrer absichtlich weit rechts fahren, dürfen Radfahrer nicht auf den Bürgersteig ausweichen. Das Fahren auf dem Gehweg ist und bleibt verboten, da kann der Verkehr auf der Straße noch so dicht oder das Kopfsteinpflaster noch so holprig sein. Auch das Fahren in Grünanlagen ist grundsätzlich nicht erlaubt, Ausnahmen sind nur durch entsprechende Schilder gesondert ausgewiesene Wege, wie es sie zum Beispiel im Volkspark Friedrichshain gibt.

■ Für Radfahrer gelten an manchen Kreuzungen Sonderregelungen – aber nur dort, wo das Zusatzschild es erlaubt





Espresso Bar Fragasso

Bildungsarbeit in Sachen Kaffee

Der beste Kaffee kommt aus Neapel, das müssen auch Norditaliener zähneknirschend zugeben. Die Espresso Bar „Fragasso“ in der Boxhagener Straße 62a hat sich daher ganz auf hochwertigen, süditalienischen Kaffee spezialisiert – und damit selbst passionierte Teetrinker auf den Geschmack gebracht.

„Alle haben uns gewarnt, dass Friedrichshain ein schwieriges Pflaster ist“, erzählt Inhaber Marco Fragasso. Für ein Kilo Kaffee fast 30 Euro auszugeben – das war nicht nur in Friedrichshain lange undenkbar. Doch mittlerweile gibt es immer mehr Kaffeefreaks, die höchste Qualität verlangen. Marco Fragasso schwört vor allem auf seinen „Passalacqua“, der in Deutschland wenig bekannt ist. Bei diesem Familienbetrieb aus Neapel werden die handgepflückten Bohnen nach alter Tradition langsam und lange geröstet – ganz im Gegensatz zum sonst üblichen Fließbandverfahren. „Man bekommt dadurch einen sehr bekömmlichen Espresso, von dem man ohne weiteres auch abends noch fünf Tassen trinken kann, weil er weniger Säure, Koffein und Wasser enthält“, erklärt Marco Fragasso. Eine Kundin kann das bestätigen. Jahrelang habe sie keinen Kaffee getrunken, weil sie ihn nicht vertragen habe. In der Bar Fragasso genießt sie nun gelegentlich eine Tasse.

Wie gut der Kaffee schmeckt, hängt neben dem Röstverfahren vor allem von der Bohnensorte ab. Je mehr Arabica-Bohnen drin sind, desto teurer wird der Kaffee, denn diese wertvolle

Sorte ist wesentlich schwieriger anzubauen als die preiswerte Robusta. Wer in den Laden kommt und eine Packung Kaffee kaufen will, wird zuerst gefragt, welche Maschine er hat. „Der Markt für Kaffee explodiert gerade, die Leute kaufen sich für Tausende von Euro Vollautomaten, die aber gar nicht für alle Sorten geeignet sind“, so Fragasso.

In der Bar in der Boxhagener Straße wird ausschließlich süditalienischer Kaffee verkauft und ausgeschenkt, neben Passalacqua noch der sizilianische „Tre Forze“. Zwischen 15,90 und 27,90 Euro kostet ein Kilo Bohnen. Für 1,10 Euro bekommt man einen Espresso serviert, wie er in Neapel am liebsten getrunken wird: 100 Prozent Arabica-Bohnen, dunkel und würzig. Zum Leidwesen des Inhabers bevorzugen in Deutschland 80 Prozent der Leute Milchkaffee. „In Neapel trinkt niemand Latte Macchiato, da ist Espresso gleichbedeutend mit Kaffee.“ Immerhin ist es dem 40-Jährigen schon gelungen, einige zum Espresso zu bekehren. Allzu dogmatisch will er aber nicht auftreten. Wenn jemand seinen Cappuccino unbedingt mit Schoko-Streusel will, bekommt er den auch – mit dem Hinweis, dass damit üblicherweise nur

der schlechte Geschmack überdeckt werden soll.

Vor einem Jahr, im Mai 2006, hat Marco Fragasso die Bar in der Nähe des Ostkreuzes eröffnet. Für den kleinen Hunger gibt es selbst gebackenen Kuchen, Tramezzini, Müsli und eine süditalienische Variante von Tiramisu, die ohne Ei gemacht wird. Die Friedrichshainer „Kalte-Hund-Manufaktur“ liefert jenen Kekskuchen, den viele noch aus ihrer Kindheit kennen. In den Regalen stehen außerdem Espresso-Kannen und Tassen, Nudeln, Schokolade, Pesto und vieles mehr.

Mittlerweile läuft es immer besser, auch wenn die Ecke, kurz vor der Unterführung nach Lichtenberg, eher ein schwieriges Pflaster ist: Es gibt wenig Sonne und der Straßenlärm verlockt nicht gerade zum Draußensitzen. Doch Fragasso hat viele Stammkunden und die empfehlen ihn auch weiter. „Qualität setzt sich durch, aber es dauert eben länger“, so die Erfahrung des 40-Jährigen. Noch ist der Laden nur ein Nebenerwerb, seine Brötchen verdient er als Fotograf. Angefangen hat alles vor drei Jahren mit einem Stand auf dem Boxhagener Markt. „Das war katastrophal, damals ging in Friedrichshain nur, was billig war“, erinnert er sich. Mittlerweile läuft das Marktgeschäft „bombig“, an manchen Tagen kommt er kaum zum Verschnaufen. Der Markt gab schließlich auch den Ausschlag dafür, dass er seine Bar in Friedrichshain eröffnet hat. Dass nun immer mehr Cafés mit einem ähnlichen Angebot eröffnen, stört ihn nicht, im Gegenteil: „Die Gegend könnte noch viel mehr Anbieter vertragen, entscheidend ist doch, dass die Leute vom Geschmack eines guten Kaffees überzeugt werden.“

Und weil auch die beste Beratung nicht das Probieren ersetzt, wird in der Espresso Bar am Ostkreuz alle zwei Monate eine Verkostung angeboten. Ganz wie bei einer Weinprobe wird da über die „leichte Pfeffernote“ oder den „perfekt ausbalancierten Geschmack“ gefachsimpelt. Die Verkostung bringt nicht nur neue Kundschaft, sondern soll auch den Geschmack der Leute trainieren – auf dass die Zeit des Pulverkaffees endgültig vorbei ist.

■ Ein Tempel für Kaffee-Freaks: Fragasso in der Boxhagener Straße

Espresso Bar Fragasso
Boxhagener Str. 62a
☎ 28 47 47 79
Montag bis Freitag
7.30 bis 17 Uhr,
Sonntag 10 bis 17 Uhr
(bei schönen Wetter
auch länger)
www.caffeonline.de
info@caffeonline.de
Die nächste Kaffeeprobe findet am
30. Juni 2007
um 15 Uhr statt (3,90
Euro für sechs Sorten)

Modeatelier Mo Alschweig

Kimonos für jeden Tag

Die meisten Leute kennen Kimonos nur aus japanischen Historienfilmen. Dass die fernöstliche Nationaltracht auch alltagstauglich sein kann, beweist ein Laden in der Oderstraße.

In dem kleinen Geschäft hängen die knöchellangen Roben mit den weiten Ärmeln in vielen Formen und Farben. Kimono-Jacken mit aufwändigen Stickereien, edle Negligés aus Seide, aber auch leichte Sommerkleider im Asia-Look. Im Atelier in hinteren Teil des Ladens werden Sonderanfertigungen nach Kundenwünschen hergestellt, maßgeschneiderte Brautkimonos, Taekwando-Hosen oder Seidenkimonos mit aufgestickten Kalligraphien.

Natürlich gibt es auch Obis in großer Auswahl, das sind Schärpen, mit denen der Kimono zusammen gebunden wird.

das heißt Kimono wörtlich übersetzt – kann man bei festlichen Anlässen tragen, aber auch als Alltags-Outfit, wie die Designerin selber vorführt. Die Haoris – Jacken, die man über dem Kimono trägt – lassen sich auch gut mit Hosen oder Röcken kombinieren. Alle Modelle sind Unikate und werden von Mo Alschweig selber bedruckt und gefärbt. Das hat natürlich seinen Preis. Das teuerste Modell, ein gefütterter Seidenkimono mit Faden- und Perlenstickereien kostet 900 Euro, der dazu gehörige Obi 99 Euro. Es gibt aber auch einfachere Kimonos aus Baumwolle für 100 Euro. In Japan wer-

stehenden Laden in der Oderstraße 16. In der Startphase im Jahr 2003 wurde das Modeatelier als „Boxion-Projekt“ vom Quartiersmanagement unterstützt. Mittlerweile platzt der Laden aus allen Nähten. Noch im Mai zieht sie daher in größere Räume in der Boxhagener Straße. Ein Wegzug aus Friedrichshain stand nicht zur Debatte. „Mir gefällt der Kiez“, sagt sie und schwärmt von „zauberhaften Kunden“ wie dem jungen Mann, der eines Tages den Laden betrat und sich nach den Preisen erkundigte. „Er sah nicht so aus, als ob er mal eben ein paar Hundert Euro für ein Kleidungsstück zahlen könnte.“ Nach einer Weile kam er wieder, legte das Geld auf den Tisch und verschwand glücklich mit dem Kimono.

Dass die Oderstraße eine eher ruhige Ecke ist, hat die Ladenbesitzerin nie gestört. Auf Laufkundschaft ist sie ohnehin nicht angewiesen. Die Kunden kommen übers Internet oder kennen sie von Modeschauen und Events. Sie finden daher auch aus Charlottenburg und Potsdam den Weg in die Oderstraße. Ohnehin will Mo Alschweig nicht auf Kimonos festgelegt werden. „Ich bin eine ganz normale Modedesignerin und mache auch Herrenhemden oder klassische Brautkleider.“ Viele ihrer Kunden sind Künstler und lieben das Extravagante, wie etwa Herrenhemden mit Stehkragen und extremen Manschetten, wie sie Karl Lagerfeld trägt. Sogar bis ins spanische Königshaus verkauft sie ihre so genannten Pompadour-Täschchen. Ab 70 Euro kostet so ein schicker, perlenbestickter Beutel, den man zum schulterfreien Abendkleid trägt. Eine Umhängetasche wäre in diesem Fall nämlich ein modischer Faux Pas und eine unterm Arm eingeklemmte Tasche äußerst unpraktisch. Ein Pompadour-Täschchen baumelt dagegen lässig am Handgelenk.

Dennoch ist ihr Modeatelier nach wie vor hauptsächlich durch die Kimonos bekannt. Manche hängen kaum ein paar Tage und schon werden sie von der Stange weg gekauft, bei anderen dauert es länger, so Monika Alschweigs Erfahrung. „Es muss einfach für jeden Kimono der passende Mensch kommen.“

Mode-Atelier Mo-A Kimonos
Boxhagener Straße 88
☎ 27 57 13 33
www.kimono-art.de
Dienstag, Mittwoch
und Freitag 14 bis 19
Uhr, jeden ersten
und dritten Samstag
11 bis 14 Uhr

Noch bis 14. Juni läuft
in der Galerie Medial
in der Krossener Straße
34 eine Ausstellung
mit Stücken von Mo
Alschweig. Geöffnet ist
Dienstag bis Donner-
stag, 14 bis 19 Uhr



■ Mo Alschweig
näht Ost und West
zusammen

„Ich mache keine klassischen Kimonos, sondern Neuinterpretationen, sozusagen eine Symbiose zwischen östlicher und westlicher Kultur“, betont die Modesignerin Mo (Monika) Alschweig. Von Japan und seinen Gewändern war sie schon in ihrer Jugend fasziniert. „Mir gefallen die fließenden Formen, die große Fläche des Stoffes erlaubt Spielereien“, erklärt die Friedrichshainerin. Durch ein solches Gewand bekommt man einfach eine schöne Ausstrahlung, findet sie.

Der Kimono kommt übrigens ursprünglich aus China und hat sich in Japan erst im 13. Jahrhundert zur Nationaltracht entwickelt. Die „Anziehsache“ –

den die traditionellen Kleidungsstücke sogar handgenäht und können mehrere Zehntausende Euro kosten.

Vor 20 Jahren fing Mo Alschweig an, Kimonos zu entwerfen und zu nähen, zunächst nur für sich selber. Als schließlich immer mehr Anfragen aus dem Freundes- und Bekanntenkreis kamen, wagte sie vor sechs Jahren den Schritt in die Selbstständigkeit. Am Anfang arbeitete sie in ihrer Wohnung. Zum eigenen Laden sei sie gekommen „wie die Jungfrau zum Kind“, erzählt die Modedesignerin. In ihrer Wohnung musste Parkett verlegt werden und bei der Suche nach einem Ausweichquartier stieß sie zufällig auf den leer-



■ Hinter dem Tor in der Lenbachstraße 18 verbergen sich 50 Garagen – seit Urgroßvaters Zeiten

Was steckt dahinter?

Großgarage mit Tradition

Garagen gibt es in einem dicht bebauten Sanierungsgebiet nur selten und wenn, dann sind es einige wenige auf dem Hof. Umso erstaunlicher, dass sich in der Lenbachstraße 18 hinter einem verschlossenen Tor gleich 50 Garagen aneinandereihen.

Der knapp 3 000 Quadratmeter große Hof ist nicht etwa durch eine Kriegslücke entstanden, wie sich vielleicht vermuten ließe. Vielmehr belegen Pläne aus den 20er Jahren, dass das Grundstück in seinem heutigen Zuschnitt als einziges schon damals unbebaut war. Ungewöhnlich ist auch, dass es seit dieser Zeit bis heute in Familienbesitz ist. Dieter Miehlke, der Eigentümer, weiß aus den Erzählungen seines Großonkels, dass die Garagen schon immer zum Abstellen von Autos genutzt wurden, und nicht etwa als Werkstätten oder Lager. Außerdem gab es auf dem Hof eine Kohlenplatz sowie eine Tankstelle.

Die Tankstelle in der Lenbachstraße 18 existierte bis 1936, die Kohlenhandlung noch bis in die 50er Jahre. Dass das Grundstück nicht mit Wohnhäusern bebaut wurde, sei nicht weiter erstaunlich, meint der Eigentümer. Schließlich habe es immer schon eine große Nachfrage nach Garagen gegeben.

Das gilt bis heute. Die Garagen sind ausgesprochen begehrt, Vermietungsschwierigkeiten gibt es nicht. Es gibt Anwohner, die bereits seit 50 Jahren hier ihr Auto abstellen – und heilfroh

darüber sind, dass es so etwas gibt. Schon zu DDR-Zeiten sei es in dieser Gegend nicht einfach gewesen, einen Parkplatz zu finden, erzählt ein Anwohner. Aber seit rund um die Sonntagstraße immer mehr Kneipen aufgemacht haben, sei es fast unmöglich. 50 Euro zahlt der Mieter für seine Garage. Das lohnt sich auf jeden Fall, findet er.

Auf der anderen Seite könnte man sich für diese Fläche auch eine andere Nutzung vorstellen. „Ursprüngliches Sanierungsziel ist es gewesen, an dieser Stelle ein mehrgeschossiges Seniorenwohnheim zu errichten“, erklärt Uwe Eccarius von der Sanierungsverwaltungsstelle. Diese Pläne wurden inzwischen fallengelassen. Zum einen, weil nicht auszuschließen ist, dass der Boden durch die Tankstelle mit Schadstoffen belastet ist. Die Entsorgung solcher Altlasten ist erfahrungsgemäß sehr teuer. „Zum anderen ist es ja auch ein Vorteil, wenn die Autos von der Straße sind“, meint Eccarius.

Im Übrigen hat Dieter Miehlke auch gar nicht vor, zu verkaufen. Anfragen von Investoren habe es schon gegeben, berichtet er, „aber ich wüsste wirklich nicht, warum ich verkaufen soll“.

Service

ASUM Angewandte Sozialforschung und urbanes Management

www.asum-berlin.de

E-Mail:

helenenhof@asum-berlin.de

• Helenenhof/Sonntagstr. 21, 10245 Berlin, ☎ 293 43 10
Sprechstunde: Mittwoch 15 bis 19 Uhr, Rechtsberatung: Montag 16 bis 18 Uhr und Dienstag 9 bis 11 Uhr
• Schreinerstraße 11, Rechtsberatung: Mittwoch 15 bis 18 Uhr und Donnerstag 9 bis 11 Uhr, offene Beratung: Donners- tag 15 bis 18 Uhr,

Beratungsgesellschaft für Stadterneuerung und Modernisierung (BSM)

www.bsm-berlin.de

E-Mail: sanierung@bsm-berlin.de
Katharinenstr. 19-20, 10711 Berlin
☎ 896 003-0

Sprechzeiten: Dienstag 9 bis 12 Uhr, Donnerstag 14 bis 18 Uhr sowie nach Vereinbarung

STATTBAU Stadtentwick- lungsgesellschaft

www.stattbau.de

E-Mail: berlin@stattbau.de

Pufendorfstr. 11, 10249 Berlin
☎ 690 81-0, Fax 690 81-111
Sprechzeiten: nach Vereinbarung

Betroffenenvertretung Samariterviertel

Spielwagen e.V., ☎ 426 37 68

Schreinerstr. 18, 10247 Berlin
Treffen: jeden ersten Donnerstag im Monat, 19 Uhr

Betroffenenvertretung Traveplatz/Ostkreuz

Jessnerstr. 60, 10247 Berlin

Treffen bei ASUM erfragen:
☎ 29 34 31 21

Betroffenenvertretung Warschauer Straße

Frau Konzack ☎ 23 61 54 75
Warschauerstr. 23, 10243 Berlin
Treffen: jeden vierten Dienstag im Monat, 18 Uhr

Sanierungsverwaltungsstelle des Bezirksamts Friedrichshain- Kreuzberg

www.sanierung-friedrichshain.de

Yorckstr. 4-11, 4. Etage,
Zimmer 414-425, 10965 Berlin
Herr Scheider ☎ 902 98-25 26
(Sanierungsgebiet Samariter-
viertel),
Herr Eccarius ☎ 902 98-35 20
(Sanierungsgebiet Traveplatz/
Ostkreuz),
Herr Schwalm ☎ 902 98-30 86
(Sanierungsgebiet Warschauer
Straße)
Sprechzeiten: Dienstag, Donners-
tag und Freitag 9 bis 12 Uhr

Berliner Mieterverein e.V.

www.berliner-mieterverein.de

E-Mail:

bmv@berliner-mieterverein.de

Jessnerstr. 4, 10247 Berlin
(gegenüber Ring-Center)
U-/S-Bhf. Frankfurter Allee,
☎ 226 26-0

Mieterberatung: Montag 10 bis 12, 17 bis 19 Uhr, Dienstag 17 bis 19 Uhr, Mittwoch 10 bis 12, 17 bis 19 Uhr, Donnerstag 17 bis 19 Uhr, Freitag 15 bis 17 Uhr sowie nach Terminvereinbarung

Unabhängige Bürgerinitiative KLIZ e.V./Mieterladen

Kreutzigerstr. 23, 10247 Berlin

☎ und Fax 74 07 88 31

Mieterberatung: Montag 18 bis 20 Uhr, Donnerstag 19 bis 20 Uhr
Arbeitslosen- und Sozialberatung
jeden 3. Mittwoch, 19 bis 20 Uhr
nur mit Voranmeldung

Mitstreiter gesucht

Für Arbeiten auf dem Brachengrundstück Dolziger Straße 31, Ecke Pettenkoferstraße 35 werden Mitstreiter gesucht. Interessenten melden sich bitte bei Volker Hedemann von „Spielwagen e.V.“ in der Schreiner Straße 18, ☎ 426 37 68 oder bei Constance Cremer von STATTBAU, ☎ 69 08 1173.

Theater im Friedhof – ganz lebendig

Die Theaterkapelle in der Boxhagener Straße 99 feierte im Mai mit einem großen Spektakel ihren ersten Geburtstag. Die einmalige Spielstätte – eine Friedhofskapelle, die noch immer für Beerdigungen genutzt wird – wurde entsprechend gewürdigt. Es gab eine Grabsteinversteigerung, eine Ausstellung von Fahrradleichen sowie Sarginstallationen. Auch das neueste Theaterstück „Mitten im Leben sind wir mit dem Tod umfassen“ setzt sich inhaltlich mit seinem Spielort auseinander. Die Theaterkapelle wurde von einem Team von Regisseuren um Christina Emig-Könning als Kulturstandort wiederbelebt. Weitere Infos unter: www.theaterkapelle.de ☎ 40 98 43 00

Ordnungsamt kontra Baumscheibenbänke

Im Samariterviertel hat das bezirkliche Ordnungsamt mehrere Baumscheibenpaten aufgefordert, an den von ihnen gestalteten Baumscheiben die Sitzbänke zu entfernen. Das Ordnungsamt interpretiert die selbstgezeichneten Sitzgelegenheiten als nicht genehmigte Sondernutzung des Straßenlandes, die zu beenden sei. Das Amt bewertet die Bänke so, als wenn ein Geschäftsinhaber unerlaubt Tische und Stühle auf den Gehweg stellt. Cafés oder Ge-

schäfte mit einer Bank hätten gegenüber der Konkurrenz einen wirtschaftlichen Vorteil. Die betroffenen Baumscheibenpaten sind verblüfft und verärgert. Viele von ihnen haben sogar von der Sanierungsverwaltungsstelle des Bezirks Zuschüsse für die Begrünung der Pflanzflächen erhalten. Gerade im Samariterviertel fand die Aktion Nachahmer, zweimal wurden Baumscheiben aus der Samariterstraße zu den schönsten von ganz Berlin gekürt. Das Engagement für den öffentlichen Raum vor der Haustür ist vom Bezirk ausdrücklich erwünscht. Die Baumscheibenbegrünung sollte dabei natürlich nicht nur Mittel zum Zweck sein, neue Kneipensitzplätze zu schaffen. Mit seiner Anordnung lässt das Ordnungsamt allerdings Augenmaß vermissen.

Spielplatzpaten gesucht

Ehrenamtliche Patenschaften für Spielplätze bieten eine gute Möglichkeit, sich für das Wohnumfeld und die Kinder des Quartiers zu engagieren. Das Bezirksamt Friedrichshain sucht interessierte Eltern, Anwohner, Vereine, Initiativen, Kitas, Schulen, Firmen und so weiter für die Spielplätze Grünberger Straße 43, 45 und Gubener Straße 23, 24, die sich allein oder gemeinsam mit anderen regelmäßig um einen dieser Spielplätze kümmern möchten. Den Umfang und die Art des Engagements bestimmen die Paten selbst. Eine Patenschaft kann heißen, den Spielplatz „im Blick zu haben“ und Defekte an Spielgeräten oder Verunreinigungen dem Bezirksamt zu melden, damit diese schnell beseitigt werden können oder leichte Pflegearbeiten zu übernehmen (zum Beispiel Harken, Pflanzen wässern, Müll aufsammeln) oder gemeinsam mit anderen Spielplatzbesuchern bei eventuellen Konflikten zu vermitteln. Jeder, der aktiv dazu beitragen möchte, dass diese Plätze in ihrer Attraktivität erhalten bleiben, wird gebeten sich zu melden. Benötigtes Hilfsmaterial wird gestellt. Ansprechpartner sind die Beauftragten im Sanierungsgebiet ASUM (Frau Bouali, ☎ 29 34 31 16) und BSM (Herr Singer, ☎ 896 00 32 08).

Ostkreuz ohne Infos

Auf der Baustelle des Bahnhofs Ostkreuz tut sich zur Zeit wenig Sichtbares. Derweil lassen die von der Bahn angekündigten Informationsmaßnahmen immer noch auf sich warten. Bislang gibt es für die Anwohner weder die zugesagte Telefon-Hotline noch einen ebenfalls zugesagten festen Info-Punkt, an dem man sich über den geplanten Umbau und über den Fortgang der Bauarbeiten informieren kann. In den Briefkästen der Anwohner sind Informationsblätter bislang auch sehr spärlich angekommen, bei einigen überhaupt nicht. Das Vertrauen der Bürger, denen ein Jahrzehnt lang Beeinträchtigungen durch eine Großbaustelle zugemutet werden, wird durch die mangelnde Informationspolitik der Bahn nicht gerade gesteigert.

Traveplatzfest in Vorbereitung

Das Traveplatzfest am 8. September 2007 sucht noch Helfer und Mitwirkende aus dem Bereichen Gewerbe, Initiativen und Projekte, auch interessierte Kiezbewohner sind willkommen. Das nächste Vorbereitungstreffen ist am 29. Mai 2007 um 19 Uhr in der Betroffenenvertretung Jessener Straße 60. Informationen erteilt Maren Schulze von ASUM unter ☎ 29 34 31 21.

Auf den Spuren des Einzelhandels

Auf einem Kiezspaziergang durch das Sanierungsgebiet Warschauer Straße wird der Wandel des Einzelhandels nach 1989 vorgestellt. Gewerbetreibende, Bewohner und Eigentümer berichten, wie sie diese Veränderungen erlebt haben und die Situation heute bewerten. Der Kiezspaziergang findet statt am Freitag, den 8. Juni, um 16 Uhr. Treffpunkt bitte bei ASUM erfragen (Frau Bouali, ☎ 293 431 16).

Impressum

FRIEDRICHSHAIN
Zeitschrift für
Stadterneuerung
13. Jahrgang,
Heft 2/2007
Erscheinungsdatum:
25. Mai 2007

Herausgeber
ASUM – Angewandte
Sozialforschung und
urbanes Management,
im Auftrag des Bezirks-
amts Friedrichshain-
Kreuzberg, Abteilung
für Stadtentwicklung
und Bauen
Redaktion
Udo Hildenstab
(v.i.S.d.P.), Birgit Leib,
Jens Sethmann
Redaktionsanschrift
H&H Presse Büro Berlin,
Schlesische Straße 31,
10997 Berlin
www.hnh-presse.de
E-Mail: leserservice@hnh-presse.de

☎ 030/611 57 07
Fax 030/61 28 33 00
Gestaltung/Layout
GrafikBüro
Fotos
Christian Muhrbeck
Druck
Oktoberdruck

FRIEDRICHSHAIN, die
Zeitschrift für Stadt-
erneuerung, erscheint
viermal im Jahr. Sie
wird an alle Haushalte
und Gewerbebetriebe
in den drei Sanierungs-
gebieten des Bezirks
Friedrichshain kosten-
los verteilt und liegt an
verschiedenen Stellen
im Bezirk zur Mitnahme
aus.

FRIEDRICHSHAIN im
Internet:
www.friedrichshain-magazin.de

Die Beiträge in
FRIEDRICHSHAIN
sind urheberrechtlich
geschützt. Nachdruck –
auch auszugsweise –
nur mit Genehmigung
des Herausgebers.

■ Titelfoto:
Christian Muhrbeck